

Vertrautheit mit den einschlägigen rechtssphilosophischen und ethischen Problemen, gründliches Studium der antiken und christlichen Literatur, deren Grundauffassungen in ergiebiger und überzeugender Ausbeute vorgeführt werden, sowie die Gabe einer klaren, leicht fasslichen Darstellung. Die Monographie kann zur historisch-ethischen Vertiefung und akademischen Würdigung der vorwürfigen Frage bestens empfohlen werden.

Einige Bemerkungen seien indessen gestattet.

Dass die Wiedervergeltung nicht eine eigenmächtige und persönliche sein kann (S. 10), hat wohl seinen leichten Rechtsgrund in der natürlichen Gleichstellung der Menschen als solcher, während die Bestrafung bereits die autoritative Höherstellung einer Obrigkeit zur Voraussetzung hat und eine ihrer vornehmsten Pflichten bildet. Wenn (S. 23) „der Redner Aischines ungestört den größten Hellenen seiner Zeit, den Demosthenes, aus persönlichem Haß öffentlich zu einem moralischen Ungeheuer stempeln darf, während dieser es nicht unter seiner Würde hält, aus Rache seinen Gegner dem öffentlichen Spott auszuliefern“, muss wohl zur gerechten und milderen Würdigung der Tatsache der maßgebende oratorische Standpunkt beider beachtet werden, der sich nicht gerade mit dem juridischen und ethischen deckt; auch der Heiland beßhämte wiederholt die Pharisäer und selbst nach christlicher Moral darf der Angeklagte zur Entkräftung des wahren gegnerischen Zeugnisses dessen geheime Verbrechen offenbaren, falls dieses zu seiner Verteidigung nützlich oder notwendig ist. Der heidnische „Fluch“ (S. 23, § 12) lässt sich wohl in analoger Weise wie die Fluchpsalmen (S. 57) erklären, jedenfalls müsste das verwerfliche Motiv persönlicher Rache klarer erwiesen sein. Ob sodann die überlieferten Aussprüche über die Feindesliebe wirklich von Pythagoras stammen (S. 27), möchten wir mit dem Verfasser ernstlich bezweifeln; man vergleiche hiezu Döllinger, Heidentum und Judentum, IX. Buch n. 665 ff. Die verhältnismäßig hohen Auffassungen der nachchristlichen jüngeren Stoa (S. 41 ff.) sind zu ideal, als dass man nicht auch bei ihnen — wie es übrigens der Verfasser selbst S. 83 und S. 88 nachträglich tut — spezifisch christliche Einflüsse voraussetzen dürfte. Der „im Geiste des Alten Bundes gelegene Haß aller Heiden und gesetzesuntreuen Juden“ (S. 63), sowie der von Petrus über den Magier Simon (Act. 8, 20) ausgesprochene „Fluch“ (S. 85) sind doch wohl richtiger im Sinne einer Drohung oder Voraussagung zu deuten (vergleiche Knabenbauer, Cursus scripturae sacrae I. c.). Der Passus auf S. 86: „Unbußfertigen, verstockten Sündern zu fluchen, über sie die Rache Gottes herabzurufen, widergespricht nicht der Liebe, da sie bereits zu den Verdammten gehören, die auf die Liebe der Kinder Gottes keinen Anspruch mehr haben . . .“ kann wohl in dieser schroffen, absoluten Form nicht aufrecht erhalten werden und fügt sich auch dem Kontexte nicht ganz folgerichtig ein, da in der zitierten Stelle der Geheimen Offenbarung nicht der Diesseits-, sondern der Jenseitsstandpunkt zum Ausdruck kommt, und zwar zunächst antisemitisch im Sinne einer prophetischen Vision.

Druckfehler: S. 97, Anm. 1 lies Ethik. S. 53 (u. passim): Wiedervergeltung. Die Wiedergabe des *animal sociale* mit „Herdenszenen“ (S. 6) erinnert zu sehr an die tierische Seite des Menschen.

Linz.

Dr. Johann Gföllner.

4) „**Die Freiheit der Wissenschaft.**“ Ein Gang durch das moderne Geistesleben. Von Dr. Josef Donat S. J., Professor an der Universität in Innsbruck. 1910. Tel. Rauch. XII u. 494 S. brosch. K 4.80, gbd. K 5.80.

Zeitungssarzettel, Broschüren und Bücher über Weltanschauungsfragen fielen uns in der letzten Zeit viele in die Hand. Fast jeder Krautkopf musste der Welt seine Gedanken über Religion, Freiheit, über Wissenschaft und Katholizismus offenbaren. Wohl fehlte es nicht an kritischer Beleuchtung dieser Selbstgedanken, ich nenne nur Peters „Klerikale Weltanschauung und freie Forschung“. Jedoch in letzter Linie ist die große Frage nach der Weltanschauung eine philo-

sophische und man wartete deshalb auf eine Behandlung derselben von berufenster Seite schon lange. Philosophieprofessor Donat in Innsbruck hatte schon im Sommersemester 1908 ein Kolleg „Freiheit der Wissenschaft“ angekündigt, dessen Aktualität der große Andrang von Hörern bezeugte, die der größte Hörsaal der theologischen Fakultät nicht mehr zu fassen vermochte. Doch die damalige fiebende Erregung legte die Einstellung dieses Kollegs nahe, wozu sich der Herr Professor nach der zweiten Vorlesung auch entschloß. Heute liegt das Kolleg in etwas erweiterter Form als umfangreiches Buch vor uns. Wie Dante einst unter Führung Vergils durch Hölle und Himmel schritt und Schauder und Entsetzen und Freude schaute, so möchte man beinahe vergleichen, macht der Leser an der Hand eines Gewährsmannes einen Gang durch das moderne Geistesleben. An Schlagwörtern und Phrasen, an Tagesmeinungen und mit dem Brustton der Überzeugung vorgetragenen „Resultaten der Wissenschaft“ vorbei wird er durch ein Labyrinth, das schrecklicher als jenes alte ist, am Ariadnesfaden der Philosophie ins freie Himmelslicht einer Weltanschauung geführt. Nicht stürmische Einredungen des Führers drängen, für richtig zu halten, dem Urteil der Vernunft selbst ist dies überlassen. Was so oft versichert wird, daß feinerlei persönliche Spize in einem Buche vorkomme, das haben wir noch recht selten bewahrheitet gefunden. Aber hier in Donats Buch können wir dies, von einer ganz unbedeutenden Ausnahme abgesehen, mit Freude versichern. Spöttelnder Hohn wird von jedem anständigen Menschen ignoriert, nicht aber kann der moderne Freisinn an einem so vornehmnen, gediegen wissenschaftlichen, philosophisch gegliederten, streng logisch konsequenteren Buche rotzschweigend vorbeikommen.

Der moderne Freiheitsbegriff wird zuerst unter die Lupe genommen und siehe da, das Schößkund kirchenfeindlicher Wissenschaft hat den Subjektivismus zum natürlichen Vater und Autonomismus und völlige Losreißung von der objektiven Wahrheit zu Geschwistern. So ist die Illegitimität der ganzen Gedankenbrut aufgedeckt, vom eisernen Griff der strengen Logik festgehalten wird jede Phrase, jeder Satz durchsucht, jeder Vorwurf, der gegen „kirchliche Wissenschaft“ gerichtet ist, herausgesagt in einer Präzision und Schärfe, wie ihn vielleicht der Gegner selbst noch nicht zu formulieren wagte. Und das Resultat ist hart, aber im Angeichte der Logik kann man ihm nicht entwischen. Die moderne Wissenschaft „ist nicht die einzige zulässige wissenschaftliche Methode — sie ist eine Methode der Unwissenschaftlichkeit“ (S. 275), „sie ist unehrlich“ (S. 311). Die Anklage ist hart, aber gegen die aufgedeckten Tatsachen läßt sich nicht mit Worten sehdnen. Gegenüber den fortwährenden naiven Versicherungen der Voraussetzungslösigkeit amüsiert es, die Führer zu hören: „Wir nehmen an“ (Hertwig); „wir sagen“ (Plate); „ergo nehmen wir an“ (Birchow); „wenn sie nicht annehmen“ (Häckel); von „Grundvoraussetzung“ (Förster) und notwendigen Voraussetzungen aller Art zu vernehmen. Da entpuppen sich die hochtönenden Freiheitsäußerungen als ein „tyrannischer“ (S. 294) Dogmenzwang, als „steinharte Voraussetzung“ (S. 295). Jetzt ist der Schleier über das große, weite Feld vieler nicht zu leugnender Mühewaltung von kundiger Hand gelüftet und die ganze Dede des modernen Geisteslebens, „ohne Gott, ohne Ewigkeit, ohne Friede und Freude möchte elegisch stimmen.“

Nun beginnt der Autor den kirchlichen Freiheitsbegriff in philosophischer Durchdringung darzulegen und gegen erhobene Einwände sieghaft zu verteidigen. Der Begriff klärt sich immer mehr, Galilei und Syllabus, Index und Bücherverbot werden gehörig beleuchtet, Lehrfreiheit, katholische Universität und theologische Fakultät als aktuelle Tagesfragen besprochen. Man folgt dem Autor bis zum letzten Satze mit Aufmerksamkeit und versteht nun, wie die Moderne zum Missgedanken gesetzesloser Freiheit kommen konnte. Um so klarer aber hebt sich von der Herrschaft dieses Denkens der katholische Begriff von Wissenschaftlichkeit und Freiheit ab, um so freudiger wogt die Brust eines überzeugten Jünglings, da die neue Beleuchtung seines Ideals ihm nun Liebe und Begeisterung zu demselben abgerungen hat. Freudig möchten wir dieses Buch jedem in die Hand drücken, dem Seelsorger, dem es ja sonst unmöglich ist, „im

Laufenden" zu bleiben, als Cicerone, dem zweifelnden Jüngling zur Orientierung der Begriffe, dem wissenschaftlich tätigen zur angenehmen Lektüre. Denn Donats Buch führt nicht bloß geistig zu den höchsten Höhen philosophischer Denkarbeit, es ist auch schön geschrieben, manch treffendes Bild bleibt unauslöschlich. Wir verweisen nur auf den schönen Passus (S. 331) über die Erfurcht, der den schönsten Blüten deutscher Literatur zur Seite gestellt zu werden verdient.

Für eine wohl bald notwendige Neuauflage wünschten wir neben der Beseitigung einiger unbedeutender Druckfehler (S. 46, Z. 8 v. u. „errichtet“), S. 46 und schon früher einmal ein anderes Wort für „Evidenz“, dann die Richtigstellung der Zeilen 6 u. 7 v. u. auf S. 136.

Schlierbach.

Alois Wiesinger.

5) **Großstadtseelsorge.** Eine pastoraltheologische Studie von Dr. Heinrich Swoboda, Regensburg, Rom, New-York und Cincinnati. 1909. Friedr. Pustet. 8°. XXVIII und 452 S. mit drei statistischen Tafeln. M. 6. — = K 7.20.

Der gegenwärtige Rektor der Wiener Universität Prälat Professor Doktor Swoboda hat uns eine Studie über „Großstadtseelsorge“ geschenkt, die eine wertvolle und glänzende Bereicherung der pastoraltheologischen Literatur bedeutet.

Sie umfaßt drei Teile, deren erster sich „Idee und Wert der Seelsorge“ betitelt, aber mehr und Konkreteres liefert, als man nach dem Titel vermuten möchte. Swoboda entwirft hier ein Bild der Entwicklung der Großstädte die ihr Entstehen der hochausgebildeten modernen Großindustrie und der außerordentlichen Vermehrung und Vervollkommnung der Verkehrsmittel verdanken. Sie zeigen bei ihrer enormen Zentralisation von Bevölkerungsmassen eine bedeutsame Verschiebung aller Lebensbedingungen, die auch auf die Seelsorge Einfluß ausübt. Es bedeutet die unheimlich große Erhöhung der Menschenzahl an einem Orte gewiß eine Erschwerung, keineswegs aber eine prinzipielle Verhinderung der Seelsorge. Es muß nur die gewaltige Menschenmasse in zweckentsprechende Seelsorgdistrikte geteilt und die Seelsorge entsprechend organisiert werden.

Wie nun dies geschehen soll, legt Swoboda in dem 2. Teil „Die Seelsorge in den Großstädten“ dar. Er spricht hier aus eigenster Anschauung und Erfahrung. Er hat die große Mühe weiter Reisen durch Österreich-Ungarn, Deutschland, Belgien, Frankreich, England und Italien nicht gescheut, um die großstädtischen Seelsorgsverhältnisse an Ort und Stelle zu studieren. Er findet, daß fast überall in den Großstädten Riesenparreien bestehen, die das Zustandekommen einer gedeihlichen Seelsorge unmöglich machen.

Im 3. Teil zeichnet er „Das Ideal der großstädtischen Seelsorge.“ Er läßt uns vor allem einen Blick in die Seele des Großstadtmen-schen tun: bei ihm tritt der religiöse Gedanke zurück, das Sich-unbeachtet-wissen führt zu moralischer Vereinsamung, die nervöse Hast des Großstadtlebens wirkt nachteilig, die Anreize zu leichtfertigem Genusse, die dem Stadtmen-schen auf allen Wegen begegnen, bilden eine ständige Gefahr.

Die Erkenntnis dieser Schwierigkeiten darf aber nicht entmutigen; sie soll vielmehr den Seelsorger anspornen zur kräftigsten Verwendung aller Mittel, durch die das Heil der Seelen auch in der Großstadt gefördert werden kann. Unter diesen Mitteln steht der persönliche Kontakt zwischen dem Seelsorger und jedem einzelnen Pfarrkinde an erster Stelle. Solcher Kontakt kann aber nur zu Standekommen einerseits durch vollste Arbeitsintensität der Seelsorger und andererseits dadurch, daß man auch in der Großstadt kleine Pfarreien schafft, die im Maximalfall 10 000 Seelen umfassen. Endlich brauchen wir solche Priester, die wahre Priester sind und getragen vom lebendigen Geiste Jesu Christi in opferreudiger Selbstlosigkeit sich bemühen, Alles Alles zu werden und die den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen ihre priesterliche Fürsorge angedeihen lassen. Wertvolle pastorale Winke fügt hier Swoboda an: über die Seelsorge